Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schaffhausen
Band: 29 (1952)

Artikel: Johannes von Müller in Weimar
Autor: Andreas, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-841104

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johannes von Müller in Weimar

Von Willy Andreas

Vorbemerkung

Die in der folgenden Studie erschlossenen und verwerteten diplomatischen Aktenstücke beruhen auf Beständen des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, ferner des Weimarer Staatsarchivs, in die ich dankenswerter Weise Einsicht nehmen konnte. Durch freundliche Auskünfte über den Nachlaß Johannes von Müllers verpflichtete mich seinerzeit auch dessen Biograph, Dr. Karl Henking in Schaffhausen, der zu früh aus seiner grundlegenden Arbeit durch den Tod abgerufen wurde.

Meine eigene Beschäftigung mit Johannes Müller erwuchs aus Vorarbeiten zur Lebensgeschichte Carl Augusts von Weimar und zu der gleichfalls von mir in Angriff genommenen Edition seines politischen Briefwechsels, dessen von Hans Tümmler bearbeiteter erster Band (1778—1790) zweimal im Satz durch Kriegseinwirkung zerstört wurde. Die Spuren des eifrigen Wirkens von Johannes Müller für den Fürstenbund und seiner Verbindung mit damals einflußreichen Persönlichkeiten der deutschen Politik in Berlin, Weimar und Mainz treten in der weitverzweigten Korrespondenz Carl Augusts mehrfach hervor.

Daher schien es angezeigt in Form eines Rückblickes auf jene Bestrebungen das früher (1931) von mir entworfene Bild des Diplomaten Müllers nach dieser Seite hin auszugestalten.

Ferner konnte dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft durch eine Schilderung des mit ihm politisch zusammenarbeitenden Grafen d'Antraigues Rechnung getragen werden. Schließlich war es dank der jüngst veröffentlichten Briefe Müllers an Karoline Herder möglich, den bisher unbekannten Versuch einer Berufung nach Weimar ins Licht zu rücken und damit unsere Kenntnis seiner Beziehungen zu Herzog Carl August auch für Müllers Spätzeit etwas abzurunden.

So darf ich meine in der Historischen Zeitschrift Band 145 (1931) S. 69 ff. zum erstenmal abgedruckte Abhandlung nunmehr in erweiterter Form zum zweihundertsten Geburtstag Johannes von Müllers erneut vorlegen.

Heidelberg, im April 1952. Willy Andreas.

Es war im Januar des Jahres 1804, in dem Napoleon Bonaparte sich die Krone aufsetzte, als Johannes von Müller, damals kaiserlicher Hofrat und Bibliothekar in österreichischen Diensten, in Weimar zu einem Besuche eintraf, der sich auf zweieinhalb Wochen ausdehnte[1].

Müller kam gerade von Dresden, wo er zu Beginn des Monats den Tod Herders erfahren hatte, und so galt sein erster Gang der Witwe des Geschiedenen, den er aufs höchste verehrt hatte. Er käme, sagte sie in der Not und dem Ueberschwang ihres Herzens, wie von den Engeln gesendet. Mit freundschaftlichem Rate ging er den Hinterbliebenen bei Ordnung des schriftlichen Nachlasses an die Hand, um Herder durch die Herausgabe seiner Werke, deren historischen Teil er selber betreuen wollte, ein würdiges Denkmal zu setzen. Lange noch bildete die Sorge um diese Dinge den Hauptinhalt des Briefwechsels, der sich nun zwischen Johannes Müller und Karoline Herder entspann[2]. Die alte Gönnerin des Verstorbenen, Herzogin Anna Amalia, bezeigte dem Ankömmling ihre gnädige Gesinnung. Ueberhaupt wurde der berühmte Geschichtsschreiber der Schweiz, den manche Zeitgenossen sogar mit dem Beinamen des deutschen Tacitus schmückten, mit größter Auszeichnung aufgenommen. Wieland, der seinen jüngsten Schicksalen nicht ohne Anteil gefolgt war, sah er mehrfach im Hause Goethes. Hier begegnete er öfters auch Madame de Staël, die sich gleichfalls um diese

---

[1] Die folgende Schilderung des Weimarer Aufenthaltes beruht auf den mannigfachen gedruckten Aufzeichnungen und brieflichen Aeußerungen Müllers und der literarischen Persönlichkeiten Weimars. — Dazu ist jetzt vor allem *Albert Leitzmann* «Goethes Beziehungen zu Johannes von Müller (Mit ungedruckten Briefen Müllers an Goethe)» zu vergleichen; Hist. Zeitschrift Bd. 152 (1934) S. 481ff. Daselbst weite Ausblicke auf die spätere Zeit bis zum Abreißen der persönlichen Beziehungen 1808.

[2] Siehe dazu den soeben (1952) im Auftrag des Stadtrates von Schaffhausen von *K. E. Hoffmann* (Basel) herausgegebenen Briefwechsel Johannes von Müllers mit Johann Gottfried von Herder und Karoline von Herder geb. Flachsland 1782—1806. Verlag Meier & Cie., Schaffhausen. — Er enthält u. a. zahlreiche ungedruckte Briefe dieser beiden Korrespondenten an Johann Georg Müller in Schaffhausen, den Bruder des Historikers, der während seines Weimarer Aufenthaltes viel im Hause Herder verkehrt hatte.

Zeit in Weimar aufhielt. Die geistreiche Frau sparte nicht mit dem Ausdruck ihrer Bewunderung. In dem häufigen Zusammensein mit den großen deutschen Dichtern und einem Gelehrten von solchem Ruf, wie es Müller war, genoß sie zugleich ihren eigenen steigenden Ruhm. Die Staël war von Benjamin Constant begleitet, mit dem sich Müller trefflich verstand; unter anderem unterhielt er sich mit ihm über das Schöpfungsproblem und die Frage des Anfangs der Weltgeschichte. Zu Schiller, der freilich damals eine Zeitlang das Zimmer hüten mußte, ergaben sich schon daraus, daß der Dichter gerade am Tell arbeitete, Berührungspunkte. Denn Müllers Schweizergeschichte hatte Schiller eifrig bei seinen Vorstudien zu Rate gezogen. Wesentlich näher jedoch gestalteten sich die Beziehungen zu Goethe. Dieser hatte Müller vor kurzem in schmeichelhaften Worten als Mitarbeiter für die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung, deren Gedeihen ihm damals sehr am Herzen lag, gewonnen und hieß ihn nun aufs freundschaftlichste willkommen. Mehrfach war der Historiker in dem stattlichen Hause am Frauenplan zu Gast. Eines Abends zeigte ihm Goethe, der sich von seinem Besucher sichtlich angezogen fühlte, seine Münzensammlung und schrieb dann darüber an Schiller, hierbei habe man so recht sehen können, wie sehr Müller die Geschichte in seiner Gewalt habe. Denn selbst untergeordnete Figuren seien ihm ganz gegenwärtig gewesen. Auch in den Vermerken seiner Tag- und Jahrhefte klingt Goethes Freude darüber nach, wieviel Johannes Müller bei dieser Gelegenheit von den Lebensumständen der abgebildeten Gestalten und den geschichtlichen Zusammenhängen, in denen sie sich bewegten, zu erzählen gewußt habe. So vergingen die Weimarer Tage dem Besucher, der von einer Gesellschaft zur anderen ging, auch bei Hofe eingeladen wurde und sehr oft mit dem Herzog zusammen war, in anregendster Weise beinahe wie im Fluge.

Kein Zweifel, daß die ehrenvolle Aufnahme, die Müller fand, seinem für alle geistigen Genüsse empfänglichen Sinn zusagte und seinem gesellschaftlichen Geltungsbedürfnis schmeichelte; gerade in seiner damaligen Seelenverfassung mußte er sie als

wohltuend empfinden. Denn in Wien fühlte er sich nicht allzu glücklich[3]. Daß Müller, empfindlich wie er war, dort auf Spuren von Neid und Mißgunst zu stoßen meinte, war vielleicht das Geringste. Es gab andere Dinge, die ihn ernstlicher verstimmten. Die Enge, mit der die Zensur gehandhabt wurde, behagte ihm, dem eifrigen Schriftsteller, wenig, stieß er doch selbst bei Veröffentlichung seiner rein historischen Werke auf Schwierigkeiten. Auch war die Enttäuschung, daß die von ihm begehrte höhere Stelle an der Hofbibliothek ihm nicht zugefallen und sogar die erhoffte Gehaltserhöhung ausgeblieben war, keineswegs von ihm verschmerzt. Längst glaubte Müller zu spüren, daß ihm sein Verharren beim Protestantismus in Regierungskreisen, wo man nach seiner Berufung den Uebertritt zur katholischen Kirche erwartet haben mag, den Aufstieg zu einflußreicherem Wirken hemme. Jedenfalls, bisher hatte sein politischer Ehrgeiz in Wien keine Befriedigung gefunden, obwohl sich darin neuerdings eine Wendung zu seinen Gunsten anzubahnen schien und man, wie gleich zu erörtern ist, in einem bestimmten Fall auf seine Dienste zurückgriff.

Vor allem aber hatte Müllers persönlichstes Leben im Vorjahr einen furchtbaren Stoß erlitten, den er selbst als schwerste Krisis empfand. Er war dem verbrecherischen Betrug eines entarteten jungen Menschen namens von Hartenberg zum Opfer gefallen, der den heftigen gleichgeschlechtlichen Trieb des älteren Mannes planmäßig auszubeuten verstand, indem er ihm die Existenz und Zuneigung eines frei erfundenen gräflichen Liebhabers vortäuschte. Müller, ganz und gar besessen von der Aussicht auf nahe Vereinigung mit dieser zweifelhaften Lügen- und Wunschgestalt des sogenannten Grafen Batthyany, hatte in blinder Leidenschaft jede nüchterne Ueberlegung eingebüßt, sich in Geldverluste und Schulden gestürzt. Das Ende des seltsamen Romans: er hatte sich bloßgestellt und zudem lächerlich ge-

---

[3] Ueber die Wiener Erlebnisse und namentlich die Hartenbergaffäre handelt ausführlich Bd. II der inhaltreichen, im Auftrag des Historisch-Antiquarischen Vereins des Kantons Schaffhausen herausgegebenen Müllerbiographie von *Karl Henking* (1928), Stuttgart und Berlin.

macht, so daß er sogar mit Selbstmordgedanken umging, nachdem der trübe Skandal vor Gericht gekommen und bekannt geworden war. Obwohl Müller mit schonender Rücksicht behandelt wurde und zu alten Freunden neue gesellschaftliche Verbindungen traten, auch solche zu hochgestellten geistlichen Würdenträgern, konnte ihm nach dem Vorausgegangenen eine günstige Veränderung seiner Stellung nur erwünscht sein, und tatsächlich keimte in ihm, zumal sein Stimmungsbarometer leicht ins Schwanken zu bringen war, die Neigung auf, Wien zu verlassen, wenn sie sich auch noch nicht zum festen Vorsatz verdichtete. So gewann es schon damals den Anschein, als gelte jene Fahrt, die ihn über Dresden nach Weimar und von hier nach Berlin führte, in erster Linie der Wiederaufnahme älterer, dem Anknüpfen neuer Beziehungen und der Ausschau nach einem befriedigenden Posten, wie er Müller schließlich mit seiner Berufung nach Preußen an die Akademie zuteil wurde.

Indessen, so einfach liegen die Dinge doch nicht. Wohl hatte Müller eine begreifliche Sehnsucht nach völlig anderen Eindrücken, und gewiß wird er mit dieser Reise, die er als literarischen Ausflug verschleierte, auch Hoffnungen für seine persönliche Zukunft verknüpft haben. Ihr eigentlicher Zweck aber war ein anderer, und gerade eine Untersuchung des Weimarer Aufenthaltes bestätigt das Bild, das die Forscherarbeit seines Biographen Henking davon gewonnen hat; ja, die Quellenzeugnisse, die wir aus den Händen Johannes von Müllers und des Herzogs Carl August besitzen, liefern ein nicht unwichtiges klärendes Zwischenglied zum Verständnis des ganzen Zusammenhanges[4].

---

[4] *Ludwig Häusser* hat schon auf Grund ungedruckter Korrespondenzen Carl Augusts seine und Müllers Aktion im Rahmen der «Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen usw.» (1854ff.), Bd. II, S. 412ff., behandelt. — In den späteren Darstellungen des Zeitraumes und der Müllerliteratur ist dieses diplomatische Zwischenspiel wieder ganz in Vergessenheit geraten, während Häusser wiederum die vorausgegangene Mission nach Dresden unbekannt war. Im folgenden soll nun die fehlende, einheitliche Untersuchung des ganzen Zusammenhangs geliefert werden, unter Heranziehung einiger bisher unbenutzter Wiener Archivalien.

Der Herzog von Weimar und der eidgenössische Historiker kannten sich schon seit längerem, als sie jetzt in der Residenz Carl Augusts, an Goethes Wohnsitz, einander wiedersahen. Freilich, die Begegnung erfolgte für beide unter völlig veränderten Umständen, und in ihrem eigenen Leben hatte sich viel gewandelt.

Was sie einst zusammengeführt hatte, gehörte nun endgültig der Vergangenheit an: es war der Fürstenbund, die letzte politische Schöpfung Friedrichs des Großen, gewesen. In deren Vorgeschichte und weiterer Entwicklung hatte der junge thüringische Fürst, nicht immer zur Zufriedenheit seines Freundes Goethe, eine bedeutende Rolle gespielt. Sie ging, wie man heute auf Grund der jüngsten Forschung sagen kann, sogar über das von Ranke[5] so liebevoll gewürdigte Maß erheblich hinaus, freilich ohne daß der Herzog seine letzten hochgesteckten und edel aufgefaßten Ziele erreichte[6]. In diesen politischen Bemühungen, die ihm die Bezeichnung «Kurier des Fürstenbundes» eingetragen haben, stimmte Carl August weitgehend mit Johannes Müller überein. Dieser gehörte, nachdem er als Hofbibliothekar in den Dienst des Kurfürsten-Erzbischofs von Mainz Friedrich Karl Joseph getreten war, bald zu den einflußreichsten Beratern des geistlichen Herrn, und eben die enge Zusammenarbeit des Weimarer Herzogs mit dem Inhaber des Mainzer Stuhls, Freiherrn von Erthal, war es, die zwei so grundverschiedenen Persönlichkeiten wie Müller und Carl August Inhalt und Gelegenheit zu mündlichem Gedankenaustausch gab. Beiden ging es darum, daß der Fürstenbund mehr werde als bloß ein Instrument preußischer Abwehr-, Macht- und Führungspolitik gegenüber dem vergrößerungslustigen Josephinischen Oesterreich. Es galt,

---

[5] «Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790.» Zwei Bände. Leipzig 1871—72. (Gesammelte Werke Bd. XXXI/XXXII.)

[6] *Willy Andreas*, «Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte», Heidelberger Rektoratsrede 1932. — Weitere Aufschlüsse über die Fürstenbundpolitik des Herzogs im besonderen wird die in Vorbereitung befindliche Biographie Carl Augusts und die oben erwähnte, von *Hans Tümmler* bearbeitete Edition des politischen Briefwechsels bringen.

der Union innere Lebendigkeit, tieferen Gehalt, verjüngende Impulse zu geben und sie zum Hebel einer Reichserneuerung, zum mindesten einer Reform der stockenden, blutarm gewordenen deutschen Verfassungsverhältnisse zu machen, wobei sie namentlich auch an eine Verbesserung des Gerichtswesens im Heiligen Römischen Reich dachten. Carl August und Müller, beide wirkungsfreudig und nicht ohne Ehrgeiz, sahen gewiß manches in zu rosigem, hoffnungsvollem Licht und unterschätzten mitunter die Mächte des Beharrens und das Gesetz der geschichtlichen Trägheit. Aber was sie anstrebten, war von einem gewissen Idealismus und einer hohen politischen Gesinnung beflügelt. Erstaunlich, wie stark sich manchmal Ideen der Müller'schen Publizistik mit den Gedankengängen der herzoglichen Denkschriften und Briefe berühren! Wechselseitig mögen sie sich mitunter befruchtet und vorangetrieben haben.

Allmählich bildete sich eine bestimmte Gruppe von Personen heraus, deren Zusammenarbeit Mainz und Berlin über das Weimar Carl Augusts politisch miteinander in eigentümlicher Weise verband. Sie beeinflußte die Entschlüsse des betagten, immer noch aber recht tätigen und ehrgeizigen Reichserzkanzlers zeitweilig sehr stark, ja geradezu maßgebend. Im Schloß zu Mainz und Aschaffenburg gingen die kluge, pikante Nichte des Kurfürsten, Frau von Coudenhove, die mit Carl August einen heiteren, aber zielbewußten Briefwechsel unterhielt, und Müller, der nun aus der Bibliothek in die politischen Geschäfte hinüberwechselte, ein und aus. Der Dritte im Bund war der ältere Bruder des Reichsfreiherrn vom Stein, seines Zeichens Landjägermeister König Friedrich Wilhelms von Preußen, dessen Vertrauen er genoß. Er wiederum hatte sich mit dem Weimarer Herzog, einem Schwager des Monarchen, angefreundet; sie wurden die entschiedensten Vertreter einer über die Linie des Ministers Hertzberg hinausdrängenden kraftvollen Unionspolitik. Stein seinerseits stand zu Frau von Coudenhove in vertrauten Beziehungen. Sie, Carl August und Stein warfen sich die Bälle gegenseitig zu, und schließlich wurde dieser auf Wunsch Erthals sowie auf Betreiben seines Weimarer Partners und der Mainzer

Freundin in aller Form zum preußischen Gesandten am Kurmainzischen Hof ernannt. Damit war der Kreis zum Verdruß der österreichischen Diplomatie ziemlich dicht geschlossen; Johannes Müller aber, im besten Einvernehmen mit den genannten Personen, wurde eindeutiger Exponent der fürstenbundfreundlichen Richtung. Seine erste große Schrift (1787), eine Darstellung der Genesis, des Gehalts und der Ziele des Bundes, war im Einverständnis mit seinen fürstlichen Auftraggebern in Mainz und Berlin abgefaßt, ohne Zweifel die bedeutendste, literarisch glänzendste und weittragendste Stimme, die sich in der Spätzeit des alten Reiches für den letzten Ausläufer der friderizianischen Staatskunst, freilich auch für dessen Um- und Weiterbildung erhob[7].

Als es hauptsächlich dank der Rührigkeit von Herzog Carl August gelungen war, seinem schöngeistigen älteren Freunde Karl von Dalberg, dem Statthalter von Erfurt, die Koadjutorschaft von Mainz zu verschaffen, um der Fürstenbundsache hier an ihrem westdeutsch-katholischen Stützpunkt möglichste Dauer zu sichern[8], bekam Johannes Müller alle Hände voll zu tun. Denkschriften, Gutachten, Kabinettsberatungen und Konferenzen jagten sich nur so; gelegentlich hatte er auch auswärtige Reisen zu unternehmen. Bisweilen durfte er, obwohl Protestant, sogar einen Blick in die Geheimnisse der geistlichen Personalpolitik tun und darüber mitreden. Schließlich ergab sich für Müller aus Dalbergs Wahl eine kleine Mission nach Rom, wo übrigens der Marchese Lucchesini, einer der letzten aus Friedrichs des Großen Tafelrunde, in der Koadjutorfrage diplomatisch eingesetzt war, um die Ausfertigung des Breve elegibilitatis für

---

[7] Am 13. Februar 1787 beendet, erschien Müllers «Darstellung des Fürstenbundes» im Mai bei Weidemann in Leipzig. 1788 kam bereits eine zweite verbesserte Auflage und 1789 unter dem Titel «Tableau de la confédération germanique» eine französische Uebersetzung heraus. — Eine ausführliche Analyse des Inhalts gibt Henking II, S. 123 ff.

[8] Darüber handelt *Hans Tümmler*, «Carl August von Weimar und die Wahl Dalbergs zum Koadjutor von Mainz 1787, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fürstenbundes». Jahrb. der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt (1941), Heft 55.

Dalberg zu betreiben, was denn auch erreicht wurde. Carl August befand sich damals in glücklichster Stimmung über den in dieser Sache erzielten Erfolg. Die Aussichten des Bundes, sich weiter zu entwickeln, schienen um diese Zeit günstig zu sein, und zumal am Mainzer Hof spann er die Fäden der Verhandlung in diesem und dem folgenden Jahr eifrig fort. Seine Hand war mit im Spiel, als Johannes Müller im Einvernehmen mit Berlin und Mainz in seine schweizerische Heimat entsandt wurde, um dort die Stimmung der Eidgenossen gegenüber dem Fürstenbund zu erkunden und sie womöglich dafür zu gewinnen. Die für Müller entworfene Instruktion war von Carl August vorher geprüft worden, und es zeugt für seinen politischen Takt, daß er dem Sendling Behutsamkeit empfahl: er möge ja nicht mit der Tür ins Haus fallen. Müller, der selbst eine Verbindung der Schweiz mit dem Fürstenbund nicht für erreichbar und wünschenswert hielt, befleißigte sich denn auch einer klugen Zurückhaltung und lieferte wohlabgestufte Berichte über die bei den einzelnen Ständen vorgefundenen Meinungen[9].

Nur zu rasch zeigte es sich, daß der Höhepunkt der Fürstenbundpolitik bereits überschritten war. Seitdem Kaiser Joseph infolge der von Preußen und seiner kleinfürstlichen Gefolgschaft ausgehenden Gegenwirkung, aber auch auf Grund der inzwischen geänderten internationalen Situation seine bayrisch-niederländischen Tauschpläne hatte fallen lassen, mußte die Union von selbst an Gewicht einbüßen. Trotz Müllers und Carl Augusts Anstrengungen verflüchtigten sich die Inhalte des Bundes eher, als daß sie an innerem Gehalt zunahmen. Seine Werbekraft nahm ab, das Interesse der preußischen Staatsführung an Ausbau und Weiterführung erlahmte unter Hertzberg noch mehr.

Die zweite literarische Veröffentlichung Müllers (1788), über die auf den Fürstenbund zu setzenden Erwartungen[10] war denn

---

[9] Ueber Müllers Sendung zu den dreizehn Orten der Schweiz und seinen Bericht an Friedrich Wilhelm II. über diese dreimonatige Tätigkeit siehe die eingehende Darstellung bei *Karl Henking* II, Seite 151 ff.

[10] «Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbund» erschien Anfang Juli 1788 in Leipzig, wiederabgedruckt in Band V der sämtlichen Werke Müllers. — Vergleiche dazu *Henking* II, S. 179 ff.

auch auf einen weniger zuversichtlichen Ton gestimmt als die frühere. Kritik und Klagen meldeten sich an. Hertzberg ärgerte sich darüber, daß der preußischen Politik Lahmheit vorgehalten wurde. Wie bezeichnend, daß er dem ihm längst schon unbequem gewordenen Herzog von Weimar die Autorschaft in die Schuhe schob, was Johannes Müller im Grunde ein wenig schmeichelte[11]. Die Fürstenbundpolitik freilich ging ihren Krebsgang weiter und versandete schließlich ganz, als die neue Phase einer Annäherung der beiden deutschen Vormächte heraufzog und die Auswirkung der Französischen Revolution sowohl den Schweizer Gelehrten wie den thüringischen Fürsten vor völlig neue Situationen und Aufgaben stellte. Carl August machte in Begleitung Goethes die Campagne in Frankreich mit, zog sich aber nach dem Basler Sonderfrieden in den Schutz und Genuß der Demarkationslinie zurück, die dem weiteren Aufblühen des Geisteslebens in seiner Weimarischen Heimat und dem östlichen Deutschland förderlich war. Johannes Müller aber wandte seine Schritte nach Wien, ohne die für ihn so charakteristische Neigung zur Politik und zum diplomatischen Wirken aufzugeben. Welche Erfahrungen ihm das Milieu des kaiserlichen Wien zu verleiden begannen, ist bereits dargelegt. Er ging einem neuen Abschnitt seines wechsel- und wandlungsreichen Lebens entgegen, als er in Weimar erschien und hier nun auch mit Carl August die verloren gegangene Fühlung von früher wiederaufnahm.

Müllers vorige Reisestation war, wie schon erwähnt, Dresden gewesen. Mit der Fahrt nach der Hauptstadt des kurfürstlichen Sachsen folgte er, wie wir einwandfrei nachzuweisen vermögen, einem vertraulichen Auftrag maßgebender Wiener Persönlichkeiten[12]. Was damit bezweckt werden und wie es geschehen sollte, enthüllt uns verborgene Zusammenhänge der hohen Politik sowie eigenartige Methoden ihrer verantwortlichen Leiter

---

[11] Siehe Beilage 1, Seite 63.

[12] *Louis Wittmer* «Le Prince de Ligne, Jean de Müller, Frédéric Gentz et l'Autriche» (1925) und *Henking* Bd. II.

und Werkzeuge. Sie stehen keineswegs für sich allein da und stellen keinen Ausnahmefall in der Welt des damaligen Europa dar. Aehnliche Merkmale haften der älteren Kabinettspolitik und dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts allerorten an, setzen sich aber auch im neunzehnten, allen Umwälzungen zum Trotz, immer wieder in den verschiedensten Formen durch.

Es mochte Müller selbst überraschen, sich plötzlich ins Getriebe der hohen Politik versetzt zu sehen: eine kleine Figur zwar auf dem Schachbrett, immerhin aber eingeschoben in ein Spiel, wo es um nichts Geringeres als die Vorherrschaft Europas ging. Freilich besaß die Wiener Staatsleitung nicht die Fähigkeit, die ihr drohenden Möglichkeiten bis ins Letzte durchzudenken und sich zu wirklich bewegenden Entschlüssen zu erheben.

Damals standen die Dinge so: Oesterreich war durch den Ausgang des zweiten Koalitionskrieges als Großmacht weit zurückgeworfen. Nachdem nun mit dem Wiederausbruch des napoleonischen Kampfes gegen England sich abermals schweres Gewölk auch über das übrige Europa zusammenzog, bemühte sich Graf Cobenzl, der gewandte, aber nicht sehr weitschauende Leiter der kaiserlichen Außenpolitik, ein engeres Einvernehmen mit dem entfremdeten Zarenreich anzubahnen. Dabei leitete ihn nicht etwa die Absicht, zu neuem Krieg zu drängen, da ein vorzeitiger Ausbruch dem mangelhaft gerüsteten Oesterreich nur zum Unglück, Frankreich aber zum Vorteil ausgeschlagen wäre. Auf der einen Seite sollte demnach vermieden werden, daß der Erste Konsul Verdacht schöpfe, andrerseits aber bestand eine gewisse Hoffnung, er könnte sich durch eine Annäherung der beiden Kaiserreiche zu größerer Rücksicht gegen Oesterreich bestimmen lassen. Nun wünschte man aber, als diese Aktion eingeleitet wurde, nicht, den russischen Gesandten Rasumowsky am Kaiserhof ins Vertrauen zu ziehen, der als eifriges Mitglied der Kriegspartei dem österreichischen Ministerium wegen seiner Lauheit spinnefeind und überdies abwesend war, sondern man erinnerte sich des früher gleichfalls in Wien tätigen, nunmehr der russischen Gesandtschaft in Dresden zugeteilten Grafen

d'Antraigues, der sich der Gunst des Zaren wie seines Außenministers, des Fürsten Czartoryski, erfreute und seit Jahren in der russischen Geheimdiplomatie verwendet wurde. Er sollte, so war die Absicht, die von Wien aus amtlich eingeleiteten Schritte seinerseits unterstützen.

Mit dem Grafen erscheint eine eigenartige Persönlichkeit, man kann nicht sagen, im vollen Rampenlicht, vielmehr im Hintergrund der Bühne, eine jener abenteuerlichen Gestalten, wie sie immer wieder in Zeiten stürmischer Umwälzungen auftreten und im Halbdunkel der Kulissen ihr Wesen treiben[13].

D'Antraigues, ursprünglich ein reich begüterter Schloßherr des Ancien Régime, hatte am Vorabend der französischen Revolution durch eine gegen den Absolutismus gerichtete Denkschrift über die Generalstände (1788) viel von sich reden gemacht[14], war aber dann in immer heftigeren Gegensatz zu dem neuen Frankreich und seinen Machthabern geraten und schließlich ins Ausland gegangen. Merkwürdig mischen sich schon früh persönlicher Ehrgeiz und Ueberzeugung in seinem Bild. Als abgesagter Feind der Revolution, nicht minder Napoleons, hat er, einer der streitbarsten, aber auch anspruchsvollsten Vertreter des Emigrantentums, spanische, österreichische und russische Dienste gesucht und eine Zeitlang sogar in der unmittelbaren Umgebung König Ludwigs XVIII. den Ratgeber gespielt, ein sehr intelligenter, sprachenkundiger, geschmeidiger, aber eigenwilliger und reizbarer Mann, der schwer zu behandeln war. So kam es, daß er mitunter von anderen als Intrigant und Störenfried

---

[13] Ueber d'Antraigues siehe außer der älteren Biographie von *L. Pingaud*, Un agent secret sous la Révolution et l'Empire: le Comte d'Antraigues, Paris 1893, jetzt *Siegfried Riemer*, «Die Anschauungen des Grafen d'Antraigues in seiner Denkschrift über die Generalstände». Historische Studien (Eberling), Berlin 1934.

[14] Ueber den bei den Zeitgenossen und z. T. noch in der modernen Forschung verschieden gedeuteten und umstrittenen Gehalt der Denkschrift handelt vor allem die oben erwähnte Untersuchung von *S. Riemer*, ferner früher schon *Adalbert Wahl*, «Vorgeschichte der Französischen Revolution», Bd. II, Tübingen (1907) Seite 298, 304 und 316, sowie neuerdings *Martin Göhring*, «Weg und Sieg der neuen Staatsidee in Frankreich», Tübingen 1946, Seite 219 ff.

empfunden wurde; sogar seinen Freunden machte es dann Mühe, ihn zu verteidigen. Dank vieler eifrig gepflegter Beziehungen, so auch zu Gentz, war d'Antraigues oft auffallend gut über die Vorgänge in den Kabinetten unterrichtet, nicht zuletzt über das, was sich in Frankreich unter Konsulat und Empire begab. Napoleon hat den gefährlichen Widersacher zeitweilig in Person umworben, ohne ihn zu sich herüberziehen zu können. In dieser Hinsicht hielt d'Antraigues geradezu fanatisch seine Linie von Anfang bis zu Ende. Er war ein fähiger Kopf, aber ein unausgeglichener, widerspruchsvoller Charakter, nicht ohne einige labile Züge. Ein Kenner und Einfädler dunkler Machenschaften, unstet, undurchsichtig und gerüchtumwittert, wurde der Heimatlose, der einen nicht geringen Spürsinn besaß, in der Fremde zum Typus des Geheimagenten, dessen Mitarbeit begehrt war, im gegebenen Augenblick aber auch abgeschüttelt werden konnte. So sollte Tilsit dem Hasser Napoleons, nachdem er in den vorausgegangenen Jahren vom Zaren Alexander und dessen Diplomaten politisch gebraucht worden war, zum Grabe seiner Hoffnungen werden. Er flüchtete nach England, um von da aus auch gegen den neuen Verbündeten Napoleons, Rußland, zu arbeiten. Dort endete sein Leben, romanhaft wie es gewesen, unter unaufgehellten Umständen: ein italienischer Hausangestellter des Grafen erschoß ihn, als er auf dem Wege zu Castlereagh war (1812), und tötete dann sich selbst[15].

D'Antraigues, in der Lebhaftigkeit seines Geistes und der Konversation ein echter Franzose, war von seiner Wiener Zeit her mit dem berühmten Schweizer Historiker befreundet. Nach Müllers eigenem Zeugnis erstreckte sich ihr Verkehr auf vier Jahre, und sie sahen sich fast täglich[16]. Allem Anschein nach hat

---

[15] Die u. a. von *Bernhard Schwertfeger* Bd. I, S. 88 seiner «Geschichte der königlich deutschen Legion» Hannover u. Leipzig (1907) wiedergegebene Behauptung, d'Antraigues habe einen wichtigen Artikel eines russisch-französischen Geheimvertrages gegen eine Million Pfd. Sterling an England verraten, bedürfte m. E. einer eigenen genaueren Quellenuntersuchung.

[16] *Henking* Bd. II, S. 498.

er mitunter besänftigend auf den leidenschaftlichen d'Antraigues einzuwirken gewußt. Schwerlich hat nur die gemeinsame Freude an literarisch-ästhetischen Dingen die Beiden zusammengeführt. Dem Agent secret vermochte Johannes von Müller auch die eine oder andere Auskunft über Ansichten und Bestrebungen der österreichischen Politik zu erteilen.

Auch jetzt noch, in der Dresdner Phase seiner geheimen Tätigkeit stand Comte d'Antraigues mit ihm in Briefwechsel. Daher wandten sich nun die Wiener Kreise, um in der bewußten Angelegenheit einen Anknüpfungspunkt nach der russischen Seite hin zu gewinnen, an Müller. Der legte zunächst dem Grafen schriftlich nahe, an einer Verständigung der beiden Kaiserhöfe zu arbeiten, worauf dieser den Wunsch nach einer persönlichen Zusammenkunft aussprach.

Müllers mit staatlichem Zuschuß unternommene Fahrt nach Dresden, die sich daraus ergab und in tiefstes Geheimnis gehüllt blieb, lag durchaus auch in seiner eigenen politischen Linie. Denn er sah dazumal noch in Napoleon die zerstörende Kraft des Erdteils und nur im Einvernehmen der großen Mächte erblickte er eine Schutzwehr gegen fremde Uebermacht und die völlige Vernichtung des Gleichgewichts, dessen Aufrechterhaltung den Kern seiner politischen Anschauungen ausmachte. Die Mittelsperson, an die Johannes von Müller unter Verwendung von Chiffern und chemischer Tinte seine Geheimberichte von der Reise erstattete, war der Kaiser Franz nahestehende Chevalier Landriani. Bei ihm liefen die Ergebnisse der Müllerschen Sonderbotschaft ein — das Ganze einer jener unterirdischen Nebenstränge der Kabinettspolitik, die in Wien noch das Feld behauptete, obwohl ringsum über diesen Geist des achtzehnten Jahrhunderts die Götzendämmerung hereingebrochen schien. Die Besprechungen Müllers mit d'Antraigues, der als Napoleongegner in bester Gesinnung und verständnisvollster Weise auf die österreichischen Anregungen einging, befriedigten in Wien so sehr, daß Landriani ihm den Auftrag erteilte, sich auch nach Berlin zu wenden und dort, selbstverständlich unter Wahrung größter Vorsicht und Verschwiegenheit «Beobachtungen zu

sammeln, die dem kaiserlichen Hof nützlich sein könnten»[17]. Für das Mehr an Auslagen werde man aufkommen. Aus Müllers eigenen Meldungen an Landriani geht hervor, daß schon bei Antritt seiner Fahrt nach Dresden ein Besuch auch an anderen Orten in den Bereich des Möglichen gezogen worden war. Doch hatte sich Müller nach den Weisungen des Wiener Hofes zu richten, ob er die Reise fortsetzen oder abbrechen solle, und so erbat er sich denn nach Beendigung seines Dresdener Geschäfts Nachricht nach Weimar, ob seine Rückkehr gewünscht oder ihm mehr Spielraum bewilligt werde. Dort also empfing er jenen Bescheid des Chevalier, der es ihm ermöglichte, nach Berlin weiterzufahren.

Carl August[18] war gewiß die einzige Person in Weimar, die darum wußte, daß Johannes Müller nicht bloß zu seinem Vergnügen reise. Freilich, die geheimen Bemühungen um den Grafen d'Antraigues wird Müller dem Herzog verschwiegen haben, wenn er nur einigermaßen seiner Pflicht eingedenk blieb. Andererseits ist die volle Reichweite seines Auftrages erst aus den Aeußerungen und Schritten zu erschließen, die Carl August nunmehr tat, um Müller in Berlin die Wege für die Erfüllung seiner Mission zu ebnen. Er mochte sich auf Grund seines eigenen militärischen Verhältnisses zu Preußen und seiner früheren Beziehungen zu dem Gelehrten aus den Tagen des Fürstenbunds besonders dazu berufen fühlen. Auch der Augenblick schien dem temperamentvollen Herzog günstig, um einzuhaken. Vor kurzem nämlich, wenige Tage vor Müllers Ankunft, war Prinz Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der später als Führer der

---

[17] Diese Anweisung findet sich in Landrianis Schreiben vom 14. Jan. 1804, gerichtet «Poste restante Weimar». Die erste undatierte Spezialinstruktion für den Dresdener Aufenthalt enthält nichts über eine Berliner Reise. Nach den Entwürfen. Staatsarchiv Wien.

[18] Ueber ihn siehe den Festvortrag von *Erich Marcks* «Carl August», Jahrb. d. Goethegesellschaft, Bd. XI (1925), ferner dessen Weimarer Gedächtnisrede zur Hundertjahrfeier des Todestages in der Zeitschrift für Thüringische Landesgeschichte und Altertumskunde N. F. Bd. XXVIII (1928), wieder abgedruckt in *E. Marcks* «Männer und Zeiten» Bd. 2 (1942), Stuttgart-Berlin, siebente, erweiterte Auflage, herausgegeben von Gerta Andreas.

Schwarzen Schar sich einen Namen machen sollte, in Weimar erschienen[19] und hatte, wie man nach seinen Worten annehmen mußte, im Auftrag des preußischen Königs unverblümt zu erkennen gegeben, daß dieser es gern sähe, wenn die deutschen Fürsten sich mit ihm verbänden. Der König, sagte er, denke nicht daran, sich zu vergrößern, wohl aber sei er bereit, diejenigen, die sich an ihn wendeten, gegen das räuberische Verfahren der Franzosen zu beschützen. Wer sich ausschließe, müsse freilich gewärtig sein, daß es ihm ähnlich ergehe wie Hannover. Hessen sei wohl das Land, das als nächstes daran glauben müsse. König Friedrich Wilhelm, so ließ der Prinz weiter vernehmen, wünsche keineswegs, daß sich die Russen in die deutschen Angelegenheiten einmischten, und er sei beunruhigt über die Pläne des Petersburger Hofes.

Dem Herzog von Weimar machte dieser Erguß, bei dem übrigens der Braunschweiger anscheinend mehr gesagt hatte, als ihm aufgetragen war, lebhaften Eindruck, und er bemühte sich alsbald darum, durch Rückfragen bei dem alten Karl Wilhelm Ferdinand, dem Vater des Prinzen, und dem General Köckeritz, die ihm freilich auch nichts Genaueres mitzuteilen vermochten, dahinter zu kommen, was der König gemeint haben könne. Denn er hatte die überraschenden Mitteilungen nicht ganz ohne Besorgnis und Mißtrauen aufgenommen, wobei auch seine eigenen Enttäuschungen, die er in preußischen Diensten erfahren, mitspielten. Zudem mochte der wirklichkeitshungrige, tatenlustige Mann das unsichere Gefühl haben, nicht tief genug in den Zusammenhängen der Politik zu stecken, um zu überschauen, wohin der Kurs des Berliner Hofes gehe. Die verschwommene Auskunft des braunschweigischen Prinzen, es handle sich um etwas wie den Fürstenbund, leuchtete ihm angesichts der vollkommen gewandelten Gesamtverhältnisse anschei-

---

[19] Für das Folgende siehe *L. Häussers* trefflich knappe Darstellung auf Grund der von mir überprüften Korrespondenz Carl Augusts mit den beiden Braunschweigern, General Köckeritz, dem Weimarischen Geschäftsträger von Faudel, späterhin mit dem Kurfürsten von Sachsen und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (Januar bis Mai 1804). — Weimar, Staatsarchiv.

nend nicht ein, und da ein Kleinstaat wie Weimar jederzeit in den allgemeinen Wirbel hineingezogen werden konnte, hatte Carl August auch alle Ursache, sich über die Entwicklung der nächsten Zukunft Gedanken zu machen. Schwerlich jedoch würde er sich der Sendung Müllers so eindringlich angenommen haben, hätte er nicht den Wunsch gehabt, selber den Dingen, die in Berlin vorgingen, auf den Grund zu kommen und zu seinem Teil die Entwicklung etwas vorwärtszustoßen.

Zwei Unerfüllte trafen hier zusammen, die aus Enge in ein weiteres Wirkungsfeld drängten, der Schweizer Gelehrte, der auch Staatsmann sein wollte, und der thüringische Fürst, dem sein Land zu klein war. Die Unruhe des eigenen Innern lockte die strotzende Kraftnatur Carl Augusts und den unsteten Empfindungsmenschen Johannes von Müller, jeden nach seiner Art, immer wieder in die Welt des Handelns, deren unberechenbare Gewalten wenige Jahre später schicksalsvoll und ganz anders, als sie in diesem Augenblick ihrer Begegnung ahnen konnten, in ihr persönliches Dasein eingreifen sollten. Das Zeitalter reiner, in sich selbst ruhender deutscher Geistigkeit, die beiden so viel verdankte, neigte sich seinem Ende zu.

Johannes Müller fand, wie er nach Wien berichtete[20], den Herzog peinlich berührt vom Zustand der Nichtigkeit und Erniedrigung, in den das preußische Kabinett geraten sei. Der König sei eine Null, so ließ sich Carl August vernehmen, Haugwitz überlasse sich gänzlich seiner Indolenz; Lombard, den Friedrich Wilhelm seit seines Vaters Zeiten hasse, aber nichtsdestoweniger nach wie vor aus Gewohnheit im Dienste verwende, sei seinen Grundsätzen nach verderbt und käuflich; Köckeritz sei in Geschäften unfähig, besitze aber das Vertrauen des Monarchen; Beyme sei ein Pedant. Aus den drastischen Worten Carl Augusts las Müller die sichtliche Entfremdung des Fürsten heraus, den er selbst vor Jahren als Anhänger Preußens kennengelernt hatte. Aus der Wärme aber, mit der Carl August über den kaiserlichen Hof und seine eigenen Gefühle für ihn sprach,

[20] Nach Müllers Berichten aus Weimar vom 23. und 27. Jan. 1804. Wien, Staatsarchiv.

schloß er, daß der Herzog jenem gern etwas zu Gefallen tun würde. Carl August ließ ferner durchblicken, daß man neuerdings in Berlin offenbar an der Richtigkeit des eingeschlagenen Verfahrens zu zweifeln beginne: Nachdem der König bisher gehofft habe, für immer vor einem Krieg geschützt zu sein, sehe man, daß man ihn schließlich doch haben werde, entweder mit Frankreich oder mit den Russen. Auch erinnere die Festsetzung der Franzosen in Hannover den König, der an sich einer mühelosen Vergrößerung nicht abgeneigt sei, auf die Dauer doch zu sehr daran, daß damit ein Keil in seine Staaten getrieben sei, und Bonaparte trete auch nicht mehr mit der gleichen Schonung auf wie früher. Darum, meinte der Herzog, müsse man solche Umstände und den Augenblick doch ja nützen! Für seine Person, erklärte Carl August weiter, sehe er lediglich in einem Bündnis aller Fürsten unter Leitung der beiden Kaiserreiche das Mittel zur Rettung des Deutschen Reichs und Europas. Nur eine Maßnahme dieser Art sei eindrucksvoll genug, Bonaparte die Lust vergehen zu lassen, bald mit diesem, bald mit jenem Händel zu suchen. Im gleichen Zusammenhang sprach Carl August von einem neuen Fürstenbund, den man aber auf breiterer Basis als jenen früheren errichten müsse, nämlich unter Garantie der beiden kaiserlichen Höfe, ohne Angriffsspitze gegen irgend jemand, gerichtet nur gegen alle Störenfriede der allgemeinen Ruhe. «Oft», so berichtet Müller Ende Januar, «und mit einer gewissen Dringlichkeit fragt mich der Herzog, ob ich nicht an die Möglichkeit einer wirklichen Annäherung des Wiener und Berliner Hofes glaube.» Johannes Müller will unter Betonung seiner geringen Kenntnis politischer Geschäfte darauf geantwortet haben, er könne lediglich aus dem Wesen der österreichischen Politik und der Gesamtsituation heraus versichern, daß es auch für Oesterreich ein Gebot der Notwendigkeit sei, Frieden und Sicherheit zu wollen, und daß ein Zusammenwirken der großen Mächte die beste Gewähr dafür gebe. Wenn Berlin dem kaiserlichen Hof aufrichtige Eröffnungen darüber mache, so sei er gewiß, daß man dort gleicher Offenheit und bestem Willen begegnen werde.

Aus der Berichterstattung Müllers, insbesondere aus dem geflissentlichen Hinweis auf das Drängen Carl Augusts, möchte man den Schluß ziehen, daß er vielleicht noch während seines Weimarer Aufenthaltes in dieser oder jener Form eine Weisung von Wien bekam, mit Hilfe des Herzogs am Berliner Hof, womöglich beim König selber etwas vorzufühlen. Dafür spricht auch seine Bemerkung, Carl August wollte ihn vermutlich mit dem Kabinettsrat Beyme bekannt machen, den man sich immerhin anhören könne. Doch ist es ebenso denkbar und sogar wahrscheinlicher, daß schon bei seiner Abfahrt die Möglichkeit, dort in Berlin das Terrain abzutasten, in Aussicht genommen und von Umständen abhängig gemacht worden war, die sich auf der Reise selbst ergeben würden. Weder der handschriftliche Nachlaß Müllers (Schaffhausen) noch die diplomatischen Akten Wiens geben hierüber nähere Anhaltspunkte und Aufschlüsse. Es bleibt jedenfalls die Tatsache bestehen, daß der Herzog und Johannes Müller, der Carl August weitgehend eingeweiht und zu Rate gezogen hat, im oben berührten Sinn handelten, und es darf angesichts der ernsten Tragweite solcher Schritte doch kaum angenommen werden, daß die beiden dem Geheimauftrag Müllers, der in erster Linie der Gestaltung der künftigen Beziehungen Rußlands und Oesterreichs galt, von sich aus eine eigenmächtige Ausdehnung nach der preußischen Seite hin gegeben haben.

Wenn Carl August es jetzt unternahm, Johannes von Müller dem König aufs wärmste zu empfehlen, so konnte er an jenes vorfühlende Gespräch mit dem Prinzen von Braunschweig anknüpfen. Er tat es in einem Schreiben, das er persönlich an König Friedrich Wilhelm richtete[21]. Der Hinweis auf des Herzogs eigenes früheres Zusammenwirken mit Müller zur Zeit des Fürstenbundes und dessen literarischen Einsatz für jene Gründung schien geeignet, dem im Verkehr mit Menschen so spröden Monarchen Vertrauen einzuflößen. Carl August selber aber lag in diesem Augenblick gewiß daran, durch die Erinnerung an jenes Zusammengehen Preußens mit Weimar und anderen klein-

---

[21] Siehe dessen Abdruck nebst Beilage im Anhang.

staatlichen Bundesgenossen von damals den Monarchen für einen kräftigeren Zusammenschluß der deutschen Regierungen zu erwärmen, wie er ihn in seinen Unterredungen mit dem Historiker umrissen hatte. In behutsam gewählten Ausdrücken ließ er durchblicken, daß sein gelehrter Freund in Berlin zu erfahren wünsche, ob der König nicht abgeneigt sei, mit dem kaiserlichen Hof in ein näheres Verhältnis zu treten. Im ursprünglichen Entwurf hatte sich der Herzog über Auffassung und Absicht der Wiener Regierung noch greifbarer und breiter ausgesprochen, sich auch über die von Müller dabei übernommene Rolle des näheren, wennschon etwas gewunden, ausgelassen. Es handle sich, so schrieb er, bei jener mündlich zu stellenden Frage nach der Sinnesart Friedrich Wilhelms um keinen eigentlich amtlichen Auftrag, vielmehr um eine so zarte Angelegenheit, daß man in Wien Scheu trage, sich den Ministern Friedrich Wilhelms anzuvertrauen, ehe man wisse, wie der König selber sich zu der Vorfühlung stellen werde. Carl August strich dann auf Veranlassung Müllers[22], dem offenbar Gelegenheit geboten wurde, den Entwurf des herzoglichen Schreibens zu prüfen, diese ganze Partie durch und ersetzte sie durch eine weit kürzere und zurückhaltendere Fassung. Zugleich fügte er, wiederum auf Müllers Wunsch, einen von diesem verfaßten, an Carl August gerichteten Brief[23] bei, der aber ganz darauf berechnet war, vom König gelesen zu werden. Darin dachte der scheidende Gelehrte rückblickend der in Weimar geführten Gespräche und ließ das Motiv des Fürstenbundes nochmals anklingen. Um seinem Schritt stärkeren Nachdruck zu verleihen, legte Carl August seinem eigenen Schreiben an den König überdies einen Bericht bei, worin Müllers vertrauliche Darlegungen über die Wiener Hof- und Regierungskreise knapp zusammengefaßt waren.

So schien die Sendung des gelehrten Gelegenheitsdiplomaten aufs beste vorbereitet. Schon drei Tage nach Abgang des her-

---

[22] Vertrauliches Schreiben Müllers an Carl August, Weimar, o. D. (Anf. Febr.) Weimar, Staatsarchiv.

[23] Siehe dessen Abdruck im Anhang.

zoglichen Briefes und noch bevor Friedrich Wilhelm den auf so ehrenvolle Weise angekündigten Historiker persönlich empfangen hatte, antwortete der König[24] in seiner trockenen Art dem Herzog Carl August: «Die Charakteristik des Wiener Hofrat Müller, der sich auf der Reise nach Berlin befindet, ist für mich sehr interessant gewesen, mehr noch diejenige, die er Ihnen von dem Wiener Ministerio gemacht. Die Fortdauer der freundschaftlichen Verhältnisse mit Oesterreich ist für Preußen von großer Wichtigkeit, und habe ich nie eine Gelegenheit vorbeygehen lassen, um dieses zu bewähren. Leider ist aber nicht recht viel auf ein Kabinet zu bauen, wo drey so verschiedene Parteien sich entgegenarbeiten. Die Erhaltung des Friedens auf dem Kontinent halte ich für die drey Mächte, Rußland, Oesterreich und Preußen, als den Hauptgegenstand ihrer wahren Politik. Dahin zu würken geht mein einziges Bestreben.» Dieser Bescheid klang ausweichend und eher ablehnend als ermunternd. Er lag aber in der Linie einer Politik der Halbheiten und Entschlußlosigkeit, die nirgends sich entscheidend zu binden, nirgends anzustoßen wünschte, aber Gefahr lief, sich zwischen die Stühle zu setzen. Wahrscheinlich hat nun der König, nachdem er schon vorher abgewinkt hatte, Johannes von Müller bei seinem Empfang keine Gelegenheit mehr gegeben, über diese wichtige Frage zu Wort zu kommen.

Müller selbst konnte Carl August Anfang März aus Berlin, wo er sich wie der aus der Fremde heimgekehrte Sohn vorkam, melden[25], daß er aufs liebenswürdigste am preußischen Hof aufgenommen worden sei und daß ihm wenige Tage nach seiner Audienz beim König, der ihn sehr gnädig empfangen habe, angeboten worden sei, in dessen Dienste zu treten. Dies habe ihn seinerseits veranlaßt, in Wien anzufragen, wie man sich zur Frage seiner Entlassung stelle, und er habe Grund anzunehmen, daß man dort einen Ketzer, der überdies dem verpönten Hang zur Schöngeisterei fröne, ganz gern loswerde. Zugleich deutete er

---

[24] Schreiben Friedrich Wilhelms an Carl August vom 11. Febr. 1804. Weimar, Staatsarchiv.

[25] Schreiben aus Berlin vom 10. März 1804. Weimar, Staatsarchiv.

seinem fürstlichen Gönner an, daß man in bezug auf die politischen Ereignisse ihm weder hier noch dort etwas anvertraut habe, und daß er sich deshalb auch davon zurückhalte. Geflissentlich, als wolle er jeder Gerüchtbildung, aber auch jeder Beunruhigung Carl Augusts vorbeugen, betonte er zum Schluß, dieser ganze Gang der Dinge werde dartun, daß er weder einen öffentlichen noch einen geheimen Auftrag habe, und es schimmert durch, wie viel stärker der behende Verfasser des Briefes bereits in den ihm selber aufgegangenen persönlichen Aussichten lebte als in jener diplomatischen Aufgabe, die ihn nach Berlin geführt hatte und nun im Sande verlaufen war, immerhin aber den Weg zu einem lockenderen Wirkungskreis ihm freigemacht hatte. So ist denn auch in diesen Wochen Müllers Briefwechsel mit Landriani, soweit er nicht auf die mit dem Grafen d'Antraigues angebahnten Beziehungen zurückkommt, ganz erfüllt von der Frage des Verbleibens in Wien oder der Uebersiedlung nach Berlin, dessen geistige Reize er in lockendsten Farben ausmalte. Fast überschwenglich rühmte er nun auch die Verdienste der königlichen Regierung um die Verwaltung, ganz besonders aber um die Pflege der Wissenschaften, für die man mehr Opfer bringe als zur Zeit des großen Friedrich.

Carl August spann, nachdem Müllers Reise an den preußischen Hof keine politischen Ergebnisse gezeitigt hatte, zunächst die Fäden, die Prinz Wilhelm von Braunschweig ihm zugespielt hatte, weiter, so wenig ermunternd das lange Schweigen des Königs war. Man schien in Berlin nicht aus sich herausgehen zu wollen oder selbst nicht zu wissen, was man wollte. Zeitweilig mußte der Herzog das Gefühl gewinnen, als falle sein redlicher Eifer dem König und dessen Umgebung lästig, und nicht ohne Aerger mochte er sich sagen, daß man dort wieder einmal auf seine Dienste weniger Gewicht lege, als er selber wünschte.

Schließlich war es wiederum Prinz Wilhelm von Braunschweig, der dem Herzog den Wink gab, unter der Hand beim Kurfürsten von Sachsen anzuklopfen, ob dieser geneigt sei, sich mit Preußen in ein engeres Bündnis einzulassen. Zwar krankte der Auftrag an der gleichen Verschwommenheit und hatte den-

selben unsicheren Hintergrund wie die vorausgegangenen Anregungen des Braunschweigers; Carl August ging aber, nachdem er sich dem General Köckeritz schriftlich darüber ausgesprochen hatte, trotzdem darauf ein. Vielleicht, so meinte er, indem er dem General die verschiedenen Möglichkeiten unterbreitete und dabei nochmals an Müllers Sendung erinnerte, sei der Kurfürst von Sachsen geeignet, zwischen Wien und Berlin zu vermitteln und den Kaiser sowie den Erzherzog Karl über die standhafte, friedliebende Gesinnung des Königs von Preußen aufzuklären. Er selber erklärte sich bereit, falls dieser Vorschlag dem König zusage, dem Kurfürsten gegenüber diesen Gedanken so einzukleiden, als sei er seiner eigenen Sinnesart entsprungen: sie erblickte das einzige Mittel, Deutschland den Frieden zu sichern, nur im Zusammenhalten Oesterreichs und Preußens gegen die Zudringlichkeit Frankreichs. Der Herzog ließ damit nochmals das Leitmotiv der Mission Johannes Müllers anklingen, und das entsprach wohl seiner wirklichen Ueberzeugung; er sah weiter als die kleinmütigen, entschlußlosen Lenker des preußischen Staates, deren Vogelstraußpolitik auch von Metternich in seiner Berliner Gesandtenzeit als ein «System nullenhafter Nichtigkeit» empfunden wurde. Die angeregte Verbindung der beiden Großmächte ging über die Linie, die die Berliner Regierung innehalten wollte, hinaus. Ihr schwebte vorerst nur ein näheres Einverständnis mit den Fürsten Norddeutschlands vor, wozu man vornehmlich über Sachsens Haltung Klarheit gewinnen mußte. Das Vernehmen mit Oesterreich, antwortete Köckeritz ablehnend, sei von der Art, daß man keiner Mittlerschaft bedürfe; doch ließ man sich die Dienste Carl Augusts gern gefallen, um durch ihn den Dresdener Hof etwas zu bearbeiten.

Freilich, auch diesem gegenüber wünschte die Politik der kleinen Auskünfte und schwächlichen Mittel sich nicht zu weit vorzuwagen, und so trug sie nicht einmal Sachsen gegenüber Früchte. Carl August hatte bei seinem Abstecher nach Dresden wenig Gelegenheit, sich mit dem Kurfürsten allein zu unterhalten, fand ihn aber, als er etwas mit der Sprache herausrückte,

auffallend kühl, verschlossen und ausweichend, ja, nicht ohne Mißtrauen, wie es im Grunde bei der matten Haltung der preußischen Regierung kaum anders zu erwarten war. Im übrigen schien auch dieser deutsche Fürst blind gegen die herannahende Gefahr, äußerte er doch unter anderem, er halte nicht dafür, daß der Konsul Napoleon feindselige Absichten gegen Deutschland hege, und im Falle einer Invasion würden die Franzosen ja wohl nicht in Sachsen den Anfang machen[26]!

Während der napoleonische Imperialismus unerbittlich seine Eroberungs- und Weltherrschaftsziele verfolgte und das heraufziehende Unheil dem vereinsamenden Staat Friedrichs des Großen immer näher auf den Leib rückte, hielt Johannes von Müller, der als Historiograph des Hauses Brandenburg nunmehr nach Berlin übergesiedelt war, daran fest, daß nur ein weitgehendes Einvernehmen der drei östlichen Großmächte Europa vor dem Sturz in den Abgrund bewahren könne, an dessen Rande die Regierungen, wie er einmal schrieb, zu schlafen schienen[27].

Als noch im Herbst desselben Jahres, zu dessen Beginn er in Berlin jene Erkundung versucht hatte, die österreichische Staatskanzlei, die sich durch das russische Bündnis allein nicht hinreichend gedeckt fühlte, einen ernsten Anlauf machte, die preußische Regierung zu sich herüberzuziehen, wurde wiederum Müller als Mittels- und Vertrauensperson mit in das Spiel eingeschaltet, um an der Ueberbrückung der alten Gegensätze zu arbeiten. Seine eigene Ansicht, die in den Grundzügen von Metternich, dem damaligen Gesandten am Berliner Hof, geteilt wurde, ging auch jetzt dahin, daß nur eine innige Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen, die herzustellen es der Mitwirkung Rußlands bedürfe, verhüten könne, daß Napoleon alles vermöge, was er wolle. Schon jetzt könne man nicht mehr behaupten, das europäische Gleichgewicht sei ins Schwanken geraten, es habe vielmehr bereits aufgehört zu existieren.

---

[26] Bericht des Herzogs Carl August an König Friedrich Wilhelm von Preußen 5. Mai 1804. Weimar, Staatsarchiv.

[27] Siehe Müllers Mémoire vom September 1804 bei *A. Beer*, «Zehn Jahre österreichischer Politik 1801—1810» (1877), S. 540ff.

Bis in den Zusammenbruch Preußens hinein bekannte sich der Historiker als Gegner Napoleons und seines Herrschaftssystems; oft hat er sie in flammenden Worten gegeißelt. Müller gehörte zum Lager der preußischen Kriegspartei; er war mit deren Haupt, dem Prinzen Louis Ferdinand, befreundet, und am Kaiserhof zählte Erzherzog Johann, Anhänger einer Verständigung zwischen Berlin und Wien, nach wie vor zu seinen Gönnern und weihte ihn in seine politischen Sorgen ein, die um die Riesengefahr der napoleonischen Universalmonarchie kreisten. Müller stand im innigstem Gedankenaustausch mit dem feurigen Gentz, der ganz unterm Eindruck der französischen Vormacht und des erschütterten Gleichgewichts auf ein Bündnis zwischen Oesterreich und Preußen hinarbeitete, «Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung», wie es dieser wahrhaft bedeutende Schriftsteller einmal ausdrückte. Die gemeinsame Arbeit an der Aufgabe, diese beiden Mächte und Rußland zur Koalition zusammenzuschließen, erscheint in den stürmischen Briefen, die Gentz mit Johannes von Müller wechselte, als eine der stärksten seelischen Kräfte dieses Freundschaftsbundes. Wie Gentz schien aber auch Müller «nur der einen großen Sache zu leben, Tag und Nacht», wie er dem Freunde schrieb, «keinen anderen Gedanken zu haben als den der Entlarvung des Tyrannen und seiner Zauberkünste». — Wenige Wochen jedoch nach der Niederlage von Jena, von dem ungeheuren Umschwung der Dinge überwältigt und vom persönlichen Eindruck des Kaisers hingerissen, der im Gespräch seine betörendste Liebenswürdigkeit aufbot, um den berühmten Schweizer Gelehrten für sich zu gewinnen, spannte sich der schillernde, vieldeutige Mann vor den Siegeswagen des Gewaltigen.

Eine jähe, scheinbar kaum zu begreifende Wendung, und doch war sie sowohl in den Anschauungen wie im persönlichen Wesen Müllers vorbereitet, dessen weiche Natur den Schwankungen des Zeitalters allzuleicht nachgab. Sie wurde dabei von einem höchst beweglichen Verstand unterstützt. Denn nur zu willig war dieser bereit, die Umschwünge eines entzündbaren Gemüts zu rechtfertigen, dessen Begeisterung ebenso leicht verloderte wie sie zu wecken war.

In seltsamer Weise begegnen sich in diesem Front- und Gesinnungswechsel der Ehrgeiz des geschäftigen Halbdiplomaten, Gelehrtenkosmopolitismus und charakterologische Haltlosigkeit mit dem Sinn für die große geschichtliche Persönlichkeit, der Johannes Müller mit antikem Heroenkult nahte. Bestimmt wurde seine Haltung von der religiösen Seite her durch eine quietistische Unterwerfung unter den Gang des Weltgeschehens, in dem er Gottes Finger wahrzunehmen glaubte. Es spielten ferner hinein die Stimmungen einer universal eingestellten Geschichtsbetrachtung, die nunmehr Napoleon zum Helden und Träger eines neuen Zeitalters erhob. Das andere, was Müller bewog, mit fliegenden Fahnen zum Franzosenkaiser überzuschwenken, war die Einsicht, daß eine Periode, die der überkommenen Staatsentwicklung, abgelaufen sei. Diese Erkenntnis wiederum verband sich mit dem Gefühl, daß im Zusammenbruch des alten Europa und dem Aufstieg Frankreichs die Tyche, das Schicksal selber walte, und aus alledem erhob sich, freilich ins Krampfhafte gesteigert, der Glaube an den Anbruch einer neuen Weltordnung. An ihrem mächtigen Bau trachtete Müller nun mitzuwirken. Indessen, der Abfall zu Napoleon, der ihm die Bahn zur Staatsmannschaft freizumachen schien, schlug nicht zu seinem Glück aus, und die blendende Erscheinung des gefeierten Mannes endete, nachdem er sich in die Dienste Jérômes, des neugebackenen Königs von Westfalen, begeben hatte, im unrühmlichen Versagen der politischen Praxis.

Soweit jene unglückliche letzte Lebenswendung in Müllers persönlichster Eigenart begründet war, hat Gentz[28] in seinem Absagebrief mit schonungsloser Schärfe sie enthüllt. «Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens», schrieb er dem abtrünnigen Freunde, «ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellt. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Kombinationen, die seit zwanzig Jahren durch

[28] Gentz an Müller. Prag, 27. Febr. 1807. Briefwechsel von Gentz und Joh. v. Müller. Herausg. v. *Gust. Schlesier* (1840), S. 272ff.

Ihre Feder gegangen, schien sich bloß für andere zu entwickeln; in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können; Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Kapitulation!» Und er schloß die Abrechnung, nicht ohne Großartigkeit, mit folgenden Worten: «Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurteil aus; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid für Sie; Sie zu hassen, ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnten Bemühung krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese ist von allmächtigem Gewicht. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren; die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt, unter weisen Regenten emporblühen!»

Was Johannes von Müller zunächst als Staatssekretär in Jérômes Königreich Westfalen, dann als Generaldirektor des Unterrichtswesens in Kassel erlebte, wo er vor mehr als zwei Jahrzehnten als Lehrer der Geschichte und Statistik am Carolinum gewirkt hatte, wurde für ihn zur amtlichen Katastrophe und persönlichen Demütigung.

So könnte man sich vorstellen, daß die rein wissenschaftliche Tätigkeit als Professor der Geschichte, die ihm eine Zeitlang in dem stillen Tübingen, nicht allzuweit von seiner geliebten Vaterstadt winkte, mehr zum Heile ausgeschlagen wäre. Ob sie ihm allerdings zur vollen Befriedigung gereicht hätte, ist eine andere Frage. Sein politischer Ehrgeiz und Wirkungsdrang, auch sein persönlicher Geltungstrieb waren wohl zu stark entwickelt, als daß ihm ein bescheidenes, nach innen gekehrtes Gelehrtendasein dauernd hätte genügen können.

Schon bevor von Tübingen die Rede war, schien sich Müller in der gewaltigen Krise des preußischen Staates und seiner eigenen beruflichen Existenz eine andere Stätte der Zuflucht und des Schaffens zu bieten. Aus dem jüngst veröffentlichten Briefwechsel Karoline Herders und Müllers geht nämlich hervor, daß es in dem schweren Winter nach Jena (1806/07) noch einmal zu einer Fühlung zwischen Carl August und ihm gekommen ist[29]. Allem Anschein nach legte damals der Herzog ihm nahe, nach Weimar überzusiedeln und in seine Dienste zu treten. Zum mindesten dürfte diese Möglichkeit zwischen den Beiden erörtert worden sein. Denn Karoline, die von Müller ins Vertrauen gezogen wurde, beriet ihn bereits in fürsorglichster Weise, indem sie aus ihrer örtlichen Kenntnis der Dinge heraus für ihn Kostenanschläge aufstellte, damit er sich über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Weimar und den Aufbau seiner Lebenshaltung ein Bild machen könne, bevor er sich entscheide. Karoline war zwar überzeugt, dem Herzog liege ernstlich daran, Müller zu gewinnen, gab ihm aber den Rat, sich nicht auf bloße Versprechungen einzulassen, sondern feste Bedingungen im Vorhinein zu vereinbaren. Die Summe freilich, die Carl August nannte, blieb nach Aussage Müllers ungefähr um die Hälfte hinter seinem Bedarf zurück. Hierbei muß man bedenken: Der Herzog selbst lebte damals noch am Rande des Abgrundes und bangte um die Erhaltung von Tron und Land. Was er im Falle einer Berufung Müllers zu leisten im Stande sein werde, konnte er in diesem Augenblick kaum ganz übersehen. So gediehen diese Besprechungen offenbar nicht weit und schwerlich reiften sie zu wirklich greifbaren Vorschlägen aus.

Für Johannes von Müller hätte die Entscheidung, wäre sie wirklich an ihn herangetreten, nicht leicht gelegen. Denn es kam ja keineswegs bloß auf die materiellen Voraussetzungen an. Imponderabilien geistiger, vor allem solche politischer Art waren mit im Spiel. Müller gab sich davon auch Rechenschaft

---

[29] Siehe die Briefe der oben erwähnten *Hoffmann*'schen Edition vom Dezember 1806 bis Ende Februar 1807. — In seinem Schreiben aus Berlin vom 9. Dezember 1806 an Karoline Herder bemerkt Müller: «Der Herzog ist hier und ich viel bey ihm.»

und sprach in einem seiner Briefe an Herders Witwe offen davon[30]: Es war sein und Carl Augusts entgegengesetztes Verhältnis zu Napoleon. Er sah, daß sich der Herzog nicht in die neue Lage zu schicken vermöge und auch gar nicht gewillt war, es zu tun[31]. Was ihm, Johannes von Müller, nach seinen eigenen Worten jetzt nicht bloß als klug, sondern notwendig erschien, hielt jener geradezu für Feigheit. Ihre Wege mußten früher oder später auseinandergehen — unumwunden sprach es Müller der Weimarer Freundin aus. So oft er mitunter zur Selbsttäuschung und Verkennung der Wirklichkeit neigte, in diesem Falle ging ihm alsbald die richtige Erkenntnis auf, wie es um ihn und Carl August stand. Es ließe sich zwar denken, daß er und Goethe mit- und nebeneinander in Weimar leben konnten. Denn der Dichter bezeigte dem Schweizer Historiker nicht nur persönlich bis zu dessen Tod Wohlwollen, Verständnis und Nachsicht, er war wie dieser ebenfalls ein Bewunderer Napoleons[32]. Hingegen mit dem Herzog politisch zusammenzuarbeiten wie in früheren Jahren, war nach Beider Denkweise innerlich unmöglich geworden.

An dem Verhältnis zum napoleonischen Frankreich, das als Schicksal nicht bloß über Weimar, Preußen und Deutschland, sondern über Europa stand, schieden sich die Geister. Noch bevor Johannes von Müller in aller Form die große Schwenkung ins andere Lager vollzog, tat sich die Kluft zwischen ihm und

---

[30] Brief Müllers, Berlin 17. Februar 1807: «Ich weiß auch nicht, wie es zwischen Ihm [dem Herzog] und mir in die Länge gehen würde: Er weiß sich viel weniger als ich, in die Zeiten zu schiken und hält für lâcheté, was mir nicht nur klug, sondern nothwendig scheint. So daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, es am Ende gehen dürfte, wie mit dem Vater [Herder].»

[31] Zu diesem Fragenkomplex vergleiche *Willy Andreas* «Carl August von Weimar und Napoleon». Koehler & Amelang, Leipzig (1942).

[32] Ueber das Verhältnis Goethes zu Johannes von Müller und die Beurteilung seines politischen Gesinnungswechsels bis 1808, namentlich seit der Rede «De la gloire de Frédéric» (29. Januar 1807), siehe die obenerwähnte Abhandlung *Albert Leitzmanns* Historische Zeitschrift, Bd. 152 (1934), S. 507ff. Gleichfalls über das Verhältnis Goethes zu Johannes von Müller handelt *Paul Herre's* Aufsatz «Goethe und Friedrich der Große». Jahrbuch der Goethegesellschaft Bd. XXI (1935), S. 45ff.

dem Herzog von Weimar auf. Carl August trachtete, obwohl auch er auf Jahre hinaus offenen Widerstand nicht wagen konnte, doch allezeit nach einem möglichst hohen Grad von Unabhängigkeit; seelisch ungebeugt harrte er der Stunde, wo die Macht des großen weltgeschichtlichen Phänomens, das Napoleon hieß, gebrochen werden könne. So wie der Herzog gesinnt war, hätte Müllers Leben auch in Weimar als Tragödie enden müssen[33].

Beilagen

Als Stück des obenerwähnten politischen Briefwechsels Carl Augusts von Weimar ist folgender eigenhändiger Brief Johannes Müllers an den Herzog vorgesehen, der sich im Weimarer Staatsarchiv D 1661 Blatt 110f. befindet.

Johannes Müller an Carl August

1788 August 19. Aschaffenburg

... J'apprends que Hertzberg attribue à Votre Altesse Sérénissime et à Stein les «Erwartungen»[34]. Je suis fâché qu'Elle soit chargée de mes péchés. D'autres les ont fait porter au Coadjuteur, d'autres à Moser, d'autres à Gemmingen; j'ai même été invité à en écrire la réfutation. Je sais que Votre Altesse, jugeant le fardeau de la coulpe trop pesant pour un seul, a bien voulu le partager entre le Coadjuteur, Stein et moi. Hélas, il 'nen est rien, si, comme il est très vraisemblable, applaudir n'est pas partager déjà le crime.

J'ai reçu de Ratisbonne une réfutation imprimée et une autre par écrit. Ces bons Messieurs parlent très bien, mais de choses qu'ils ne savent pas. Cependant il est difficile de leur répondre, parce que ce qu'on sait est si honteux qu'on n'ose pas en parler. On ne peut tout au plus qu'insinuer qu'il y a de la turpitude dans le fait.

---

[33] Meine frühere Feststellung, daß sich in den Weimarer Akten und Korrespondenzen kein Niederschlag der späteren Beziehungen Carl Augusts und Johannes von Müllers findet, wird soeben durch eine gütige Auskunft von Herrn Landesarchivrat Dr. *Wolfgang Huschke* vom Staatsarchiv Weimar bestätigt. — Es fand sich nur eine Notiz in den Archivalien über die Verhandlungen mit Frankreich nach dem 14. Oktober 1806. Dort erwähnt aber der Goethefreund und spätere Kanzler Friedrich von Müller lediglich den Namen des Johannes von Müller unter den Personen, die Carl August in Berlin damals näher traten.

[34] Müllers oben S. 42 erwähnte zweite Flugschrift über den Fürstenbund.

Au reste, Monseigneur, il est impossible de Vous exprimer le dégoût extrême que toute cette ineptie, que tout ce que je vois et que j'éprouve me donne de plus en plus pour ce qui s'appelle affaires, et je regarderais pour mon meilleur ami et pour mon plus grand bienfaiteur celui qui m'ouvrirait une voie bonnête d'en sortir. On se dépêche, on s'éteint, l'on se consume, et puis le fruit? Le bien public? On n'a qu'à voir le résultat de nos travaux des derniers neuf mois! La gloire? On ignore ce que nous voudrions faire, mais qu'on ne fait rien, voilà ce qui est évident!...

Hannibal, lorsque, après que tout fut perdu par la faute des ennemis qu'il avait à Carthage, il entendit l'un de ces Messieurs tenir une harangue pour déconseiller la paix, il ne put s'empêcher de pousser un grand éclat de rire. Peut-on s'en empêcher à la vue de gens qui veulent sans cesse la fin sans y employer les moyens?...

Carl August an Friedrich Wilhelm III.

1804 Februar 8. Staatsarchiv Weimar.

Eigenh. Entwurf.

Au Roy a Berlin
W. 8. Febr. 1804.

pp.

Wärend der zeit daß ich an den Herzog v. Braunschweig u. den Gen. Maj. von Kökeritz, in betref der Ausrichtungen schrieb deren sich der Pr. Wilhelm von Braunschweig auf befehl Ew. K. Maj. gegen mich entledigte, traf ein Mann hier bey mir ein, der mich von gegenständen unterhielt, die zieml. zu den Wünschen zu passen scheinen, die Ew. K. Maj. nach aussage des Pr. Wilhelm v. Br(aunschweig) heget; hoffentl. hat der Gen. M. v. Kökeritz meine briefe Ew. K. Maj. unterth. vorgeleget, u. allerhöchst Ihnen wird daher bekannt seyn welchen wunsch zu erwähnen ich mich hier erdreiste.

Der Mann von dem ich rede, ist der Kaiserl. Königl. Hofrath u. Ober-Bibliothecarius, Johannes Müller aus Wien, dasjenige von was wir uns mit einander unterhielten, ist wichtig genug, um daß ich es zu Ew. K. Maj. wissenschaft zu bringen für pflicht halte; ehe ich aber zum gegenstande u. dem Erfolg dieser besprechungen schreite, so muß ich eine kurze geschichts Erzählung voraus schicken, die Ew. K. Maj. erklären wird, wer H. Müller ist, in welchem zusammenhange ich mich mit ihm befinde, u. auf was art ich zu seiner Bekantschaft gekommen bin. Johannes Müller ist aus Schaffhausen in der Schweitz gebürtig, seit langen Jahren schon als der erste Schriftsteller unseres Zeitalters in dem Fache der Geschichte, bekannt, hatte das Glück Friedrich dem Großen in dem Jahre 1781 vorgestellt zu werden, genoß hinterdrein der besondern achtung des letzt verstorbenen Königes, Vaters Ew. K. Maj. u. des zutrauens des

Ministers Grf. v. Herzberg, des Marchese Luchesini, u. der Preußischen Gesandtschaft, die bis zum Ausbruche des Französischen Krieges in Maynz gegenwärtig war.

Der hochseelige König setzte so vieles zutraun in H. Müller, daß er ihn in seine Dienste zu nehmen versprach, der ausbruch des Krieges hintertrieb aber vermuthl. diesen Endzweck, u. H. Müller ging in Kaiserl. Königl. Dienste ins departement der auswärtigen angelegenheiten, da die Umstände des Churfürsten von Maynz sich verschlimmerten, der Wiener Hof sehr dringend den Churfürsten von Maynz um die überlassung dieses H. Müller bath, u. alle aussichten für ihn am Preußischen Hofe verschwunden zu seyn schienen. Nach dem abgange des Bar. v. Thugut aus dem Ministerio, in welchem H. Müllers haupt verrichtungen darinnen bestanden, für den Kayser die Extracte aus denen auswärtigen depechen zu machen, so wurde er aus dem auswärtigen departement bey die Kayserl. Bibliothek versezt. In den Jahren 1785 u. 86, 87 (in den ersten Jahren war er noch Kron Prinz) als mich der hochseelige König an die Höfe nach Mayntz u. Carlsruhe sendete, um dorten den Fürstenbund und die Maynzer Coadjutorwahl zu negotiiren, fand ich H. Müller als Staats-Rath in Chur Mayntzischen Diensten angestellt; durch seine Hände gingen dazumahl die wichtigen Geschäfte dieses Bundes, welcher eigentl. u. zwar mit gutem Erfolge dahin abzweckte, um dem verstorbenen Kayser Joseph II in seinen absichten auf Bayern hinderlich zu seyn; bey dieser gelegenheit lernte ich H. Müller als einen äußerst geschickten u. rechtschaffenen Mann kennen, dem ganz besonders die erhaltung, u. die ruhe Deutschlands am Herzen lag.

Jetzt ist H. Müller hier her gekommen, um in mir einen alten Bekannten und Freund, den er in 17 Jahren nicht gesehen hatte, zu besuchen, bey dieser gelegenheit wurden zwischen uns beyden mancherley politische Gegenstände abgehandelt, u. indem ein Wort das andere gab, so nahm ich die Gelegenheit wahr, gegen ihn Ew. K. M. gerechtig u. billigkeits liebende gesinnungen zu preisen; H. Müller, dem diese äußerungen sehr angenehm zu seyn schienen, eröfnete mir darauf, daß er nach Berlin zu reisen gedenke, u. daß er dorten zu erfahren wünsche, ob Ew. K. M. keine gänzliche abneigung bey sich verspürten, mit dem K. K. Hofe in ein annäherndes Verständniß zu treten? bey seiner abreise von hier, welche vorgestern erfolgt ist, hinterließ er mir beyliegenden brief, den ich in Original Ew. K. M. vorzulegen mir die Freyheit nehme. Da H. Müller eine adresse nach Berlin zu haben wünschte, indem keiner seiner älteren bekannten alleweile dorten gegenwärtig ist, so habe ich nicht zu fehlen geglaubt, wenn ich ihm einen ganz einfachen empfehl. brief an den G. M. von Kökeritz mitgäbe. H. Müller will sich einige tage in Leipzig aufhalten, u. wird deßwegen erst zu ende dieser Woche in Berlin eintreffen.

Da diese ganze verhandlung vielleicht wichtigere folgen haben kan, als wie deren anfang zu versprechen scheinen mögte, u. ich zur mittwissenheit derselben durch ältere zusammenhänge gekommen bin, so hielte ich es für die Erfüllung derjenigen pflicht, die mir Ehre u. treue anhänglichkeit an Ew. K. M. allerhöchsten person auferlegt, Ew. K. M. alles dieses zu offenbaren, u. allerhöchstdieselben von der ankunft des M. Müllers in Berlin, u. von seinen absichten zu benachrichtigen. Solte ich bey dieser Gelegenheit die grentzen der Verhältnisse überschritten haben, welche Ew. K. Maj. mir in allerhöchst dero Dienste bestimmte, so hoffe ich, daß mein Eifer für das beste Ew. K. M. mich entschuldigen werde.

Ehrfurchtsvoll verharre ich C. A.

Ursprünglich enthielt der Entwurf folgende, dann durchgestrichene Stelle. «Bey dieser Gelegenheit eröffnete er mir folgendes. Man wünsche im Wiener Cabinette sich Ew. K. Maj. freundschaftl. zu nähern; man seye dorten überzeugt, daß die ruhe in Deutschland nur durch eine verbindung der drey großen Mächte Europas, Preußen, Oestreich, u. Rußland zu erhalten sey, man glaube, daß gleichmäßige Grundsätze u. eine gemeinsame Sprache dieser drey mächte bey allgemein wichtigen Gegenständen der Politik dasjenige alleinige Mittel sey, welches einen neuen, unseeligen, verheerenden Krieg von Deutschland abwenden, u. die plünderungs absichten Buonaparte's in Zaum halten könne. Man wünsche den Krieg nicht, sondern suche ihn so viel wie möglich zu vermeiden, schmeichele sich auch ähnlicher Gesinnungen von seiten Rußlands, glaube aber, daß Buonaparte eine gelegenheit suchen werde, um einen land Krieg anzuspinnen, da seine mißlungenen Absichten auf England hin einsehen ließen, daß er seinen unruhigen, ungeduldigen Heeren beschäftigung auf einer andern seite verschaffen müsse; man halte aber in Wien dafür, daß der Ie Consul nicht den Muth haben werde den Krieg wirkl. aufs feste land zu spielen, wenn er verspüren sollte, daß die drey Mächte Europens einerley sinnes im Wiederspruche seiner plane wären; ja solten diese Mächte sich nur dahin mit einander verbinden können, daß sie einerley Sprache gegen Frankreich führten, wenn es darauf ankäme, sich minder mächtiger Reichsstände anzunehmen die Buonapart' unter seine aussaugende Herrschaft bringen wolte, so würde dieses schon hinlänglich seyn um das Französische immer gezückte Schwerd jenseits des Rheins zu halten u. wie leicht könte dieses billige, rechtliche, u. auf das allgemeine Völkerrecht gegründete Mittel zweckdienl. seyn, um die allen Europäischen Staaten Gefährliche Uebermacht Frankreichs in sich selbst verfallen zu machen. Die Grundsätze einer solchen Vereinigung müßten nur die des alten Fürstenbundes

seyn, nehml. die vermeidung aller agressionen, aber feste vertheidigung unter einander gegen alle fremde angriffe auf das Deutsche Reich; vermeidung aller vergrößerungs projekte von seiten der verbündeten, die erhaltung der ruhe in Deutschland, gemeinsames Einverständniß u. rücksprache über die Gegenstände, welche von seiten des auslandes vorkommen könten u. welche unruhige absichten verriethen, gemeinsame Sprache gegen den fremden der sich in die Angelegenheiten Deutschlands mischen wolle.»

Ferner sagte mir H. Müller daß er eigentl. keine bestimmten aufträge, zu welchen er sich eigents zu diesem Geschäfte legitimiren könne, habe; er solle nur mündl. anfragen, ob Ew. K. Maj. gesonnen wären in die Wünsche des Kayserl. Königl. Hofes einzugehen? Hierbey ersuchte er mich ihn zu berathen, an wen er sich in Berlin, wohin er dieser tagen zu reisen gedenket, zu wenden hätte, um Ew. K. Maj. befehle zu vernehmen; er äußerte mir zugleich die besorgniß, daß er da nicht eigents von seinem Hofe zu diesem Geschäfte beauftragt wäre, er wohl schwerlich deßhalben bey Ew. K. Mj. Cabinette sich melden könne. Er glaubt, daß, da es bey seinem Auftrage darauf ankomme Ew. K. Mj. persönl. Gesinnungen zu erfahren, man sich in Wien sehr scheuen werde, bey einer so delicaten Sache sich geradezu Ew. K. Mj. Ministern u. räthen anzuvertrauen, ehe man wisse ob Ew. K. Maj. die Anträge annehmen od. verwerfen würden, er wünschte daher zu wissen durch welche person ihm, privatim Ew. K. Mj. gnädiger Entschluß über sein Geschäfte bekant gemacht werden könne? ich habe hierauf den Gen-Maj. v. Kökeritz genannt, an welchen ich auch dem H. Müller einen einfachen adress. brief mitgeben werde.

Eine äußerst Wichtige Sache, die durch ältere zusammenhänge zu meiner mitwissenschaft gekommen ist, gegen Ew. K. Maj. nicht zu verschweigen, hielte ich für die Erfüllung derjenigen Pflicht, die mir die Ehre u. die treue anhänglichkeit an Ew. K. M. allerhöchsten person auferlegt. Solte ich hierinnen irren oder außer meinen, von Ew. K. Mj. mir bestimmten Verhältnissen getreten seyn, so hoffe ich von Ew. K. M. allergnädigsten, gerechten Gesinnungen die verzeihung meines Mißgriffes zu erhalten.

Ehrfurchtsvoll verharre ich

pp.

C. A.

Au Roy

Beylage.

Bey vielen Freundschaftl. Unterhaltungen mit dem K. K. Hofrath Müller aus Wien habe ich gelegenheit gehabt einige data über den zu-

stand der Geschäfte im K. K. Ministerio zu sammlen, deren Inhalt Ew. K. Mj. vieleicht interessiren werden; (durchgestrichen: «u. die ich mit eben dem verlangen meine Pflicht gegen Ew. K. Mj. zu erfüllen, hier nieder schreibe, welches mich zur verfassung meines unterth. briefes antrieb.»)

In Wien sind drey haupt parteien, die den Staat regiren u. auf seine Schicksale einfluß haben.

(in margine: «Die Ie») Der Kayser mit dem Fürsten Colloredo dem Cabinette, u. dem Staats Referendair Collenbach. Diese wünschen den Frieden, fürchten jeden Krieg, u. neigen sich zur verbindung mit Ew. K. Mj. u. dem Russischen Hofe, um mit selbigen eine annäherung zu stande zu bringen welche auf die, an die jetzigen Zeiten gepaßten Grundsätze des alten Fürstenbundes sich stützte. Der Kayser selbst schwankt ofte, indem aller wahrscheinlichkeit nach er noch eine geheime Correspondenz mit dem Bar. v. Thugut unterhält, dessen Gesinnungen für die Englischen wünsche sich hinneigen. Indessen fürchtet der Kayser zu sehr den Krieg um sich durch England in ein labyrinth führen zu lassen, wohin der Londoner Hof ihn gerne leitete, u. kent zu gut den Haß seines bruders des Erz-Herzogs Carl gegen den Bar. v. Thugut, als daß er sich diesem letzern überließe, indem er seinen bruder sehr schonet, weil dieser das gantze Zutraun der Armee besitzet, u. dadurch eine große Macht in Händen hat. Die Correspondenz mit Bar. v. Thugut mag wohl auf der Gewohnheit beruhn beständig mit ihm zu thun zu haben, u. auf die (!) Furcht, welche der Erzh. Carl dem Kayser, wegen seines beträchtl. einflusses verursacht. Der Fürst Colloredo soll ein Ehrlicher Mann, aber von sehr eingeschränkten begriffen, u. von einer großen unthätigkeit des Geistes seyn, 9000 unabgethaner Nummern liegen in den Buraus der Staats Canzley. Collenbach soll der einzige fähige arbeitsame Mann im Ministerio seyn, der eigentl. die Geschäfte macht; er soll sehr milde, ruhige, friedliche Gesinnungen haben, u. aller wahrscheinlichkeit nach, hat H. Müller von diesem seine mündl. aufträge erhalten.

(in margine: «Die 2e Partei.») Der Erzherzog Carl, mit dem von ihm dependirenden Hof Kriegsrathe u. die Armee. Diese Partei wünscht den Krieg. Die berufung gegen den Churfürsten von Bayern, u. die gegen diesen Fürsten getroffenen raschen maasregeln, sollen einzig u. allein vom Erzherzog Carl herrühren, sie sollen sogar fast gegen den Willen des Cabinettes geschehn seyn; indem dieses sich lieber ruhig verhalten u. nachgegeben hätte, als sich zu compromittiren: indessen vermuthet man in Wien daß der Churfürst einen rückenhalt an den Franzosen gehabt zu haben glaubte, u. daß dieses auch der Fall gewesen seyn möchte; für die absichten der Franzosen habe der Churfürst die raschen Schritte aber zu frühe begangen, woran des Ministers Mongelas hetze schuld seyn soll. Indessen glaubt mann allgemein in Wien, daß wenn der Churfürst dem ohngeachtet auf seinem Sinn in betref der Unterjochung der

Reichs Ritterschaft beharrte, das Oestreichische Cabinet doch nachgeben werde.

(in margine: «Die 3te Partei.») Die Englische. Wer diese außer dem Bar. v. Thugut dirigirt weiß H. Müller eigentl. nicht anzugeben, sie wirke sagt er, im verborgenen, habe zwar mächtige ramificationen, könne aber wohl schwerlich ganz aufkommen u. zu ihrem endzweck gelangen wenn der Erzherzog Carl sich nicht mit dem Bar. v. Thugut aussöhne; hierzu wäre aber keine wahrscheinlichkeit vorhanden, da erstrer den letzren äußerst verabscheue, u. ebenfalls ursache habe mit den Engländern unzufrieden zu seyn, indem diese wärend dem letzten Kriege ihm in seinen besten operationen hinderl. gewesen wären, u. ihm in Wien geschadet hätten.

Johannes von Müller an Carl August

1804 Februar 7. Staatsarchiv Weimar

Monseigneur,

Il ne m'est pas possible de quitter Weimar, sans réiterer à V. A. S. l'expression de ma reconnoissance du gracieux acceuil dont Elle m'a honoré, et particulierement de ces interessans entretiens qui ont renouvellé en moi le souvenir de meilleurs jours de cette union Germanique dont j'ai été l'historien tandis qu'Elle en fut un des soutiens les plus actifs.

Et sans doute que de nos jours encore et que dans tous les tems une pareille Union, appuyée sur une base plus large, mais sur le même principe de n'offenser personne et de s'entre défendre envers et contre tous, en rassurant tous les Grands Etats contre leurs jalousies mutuelles, et tous les petits contre les entreprises des grands, seroit le moyen le plus efficace pour consolider cette sureté et cette paix qu'ils veulent tous.

Je dis, qu'ils la veulent tous. Car il n'est pas possible de concevoir une autre idée de l'Empereur autocrate qui à la tête du plus vaste Empire de la terre n'a pas besoin d'aggrandissement aux depens de l'Autriche ni de la Prusse: Les choses que Votre Altesse m'a dites du juste et sage successeur de Frédéric le Grand, ne sont pas moins rassurantes: Et je dois à la verité et à la justice de dire, qu'aussi à Vienne on ne désire que la paix, une bonne intelligence, une intelligence confidentielle avec tous les voisins qui pensent de même.

Je me flatte, que V. A. dans nos entretiens aura reconnu mon attachement inaltérable à une politique loyale et franche. En le suppliant pour que tout ce que nous avons dit, reste absolument entre nous, je n'ai pas voulu dissimuler mes principes: Mais voyageant pour me distraire de

plusieurs sujets de mécontentement, étranger à la carrière des affaires publiques, n'ayant aucune mission ni commission quelconque, j'ai, partout ailleurs, evité les discours politiques, pour n'avoir pas l'air de me mêler de choses qui officiellement ne me regardent pas.

Il est vrai, que telle est ma conviction de la necessité des principes en question, et que la distruction de contes malicieux et de pernicieuses défiances me paroit tellement le devoir de tout honnête homme, que si dans le cours de mon voyage j'apprenois des choses qui y seroient propres, j'en ferais part à des amis, plus à portée que moi, d'en faire usage pour le bien commun.

Dans tout pays et dans tous les tems V. A. S. trouvera en moi

le plus dévoué de Ses serviteurs
Jean de Muller.

à Weimar, ce 7. fevr
1804.